

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

8.5.1927 (No. 19)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 19



8. Mai 1927

Heinrich Berl / Karlsruhe.

Die Stadt der deutschen Klassik.

Wer Karlsruhe zum erstenmal betritt, fühlt sich durch die logische Strenge der Anlage unmittelbar verwirrt. Man ist gewohnt, sich in den Städten gefühlsmäßig zu orientieren. In Berlin findet man sich am ersten Tag zurecht. Karlsruhe spottet jeder gefühlsmäßigen Orientierung; es verlangt Kenntnis seiner formalen Grundgestalt. So kommt es, daß der erste Besucher unbedingte nach der entgegengesetzten Seite geht, weil er die Struktur des Gesamtbildes nicht kennt. Kennt er sie allerdings, so ist es nirgends einfacher, sich zurecht zu finden. Dieser Umweg über die Erkenntnis wirft aber Licht auf die völlig andere innere Grundgesamtheit dieser Stadt: sie ist eine Schöpfung des Geistes, nicht des Lebens.

Es gibt romantische Städte und klassische. Man darf nur irgend eine Stadt des Mittelalters mit einer Stadt der Renaissance, Brügge mit Florenz, Gassel mit Bologna vergleichen, so spürt man gleich den Unterschied. Die Städte des Mittelalters haben ihren Bedeutungsakzent im Malerischen, in der Farblichkeit und Fülle, und damit im Unsystematischen, Ungeordneten; die Städte der Renaissance haben ihn im Architekturischen, in der Logik ihrer Anlage, in der Strenge ihrer Linien, und damit gerade in der Systematik, in der Ordnung. So kommt es, daß die Städte des Mittelalters in mannigfaltige Winkel und Ausschnitte zerfallen, die Städte der Renaissance nach einer Einheit des Geistes streben: das eine sind romantische Städte, das andere klassische.

Nur eine Stadt ist im Süden, die wir als romantisch bezeichnen können: Venedig. Venedig ist das vollendetste Gegenbeispiel zu Rom. Hier alles farbige Bewegung, dort formale, architektonische Zucht. Das kommt daher, daß Venedig mitten im Wasser liegt, Rom aber auf Hügel gebaut ist. Venedig wird fortwährend von dem ewig beweglichen Element umspült, Rom leuchtet sichtbar in die Welt. Darum wird man Venedig unbedingt als malerisch empfinden und bezeichnen, Rom dagegen als architektonisch und plastisch. Beides sind zwei ewige Typen des Städtebildes, wenn wir sie aus ihrer entgegengesetzten Grundkonzeption begreifen.

Vergleichen wir Karlsruhe an den beiden Gegensätzen Venedig — Rom, so ist es keine Frage, daß es dem Typus Rom angehört. Zwar mag man einwenden, Karlsruhe könne nicht an diesen beiden großen historischen Städten verglichen werden. Aber das wäre in einem doppelten Sinne ungerichtet: einmal verdankt das Stadtbild sein Aussehen dem Vorbild Roms, zum anderen ist es eine Schöpfung der deutschen Klassik, die mit Winkelmann und Goethe ihr Vorbild in Rom und in der Welt der Renaissance geholt hat. Karlsruhe ist also im wahrsten Sinne des Wortes eine klassische Stadt, wie Rom. Nur die Ehrfurcht vor der großen Vergangenheit läßt uns einen Augenblick zögern, den Vergleich zu ziehen.

Warum soll man aber den Vergleich nicht wagen? Die Bedenklichen sagen: Rom ist eine klassische Stadt, Karlsruhe eine klassizistische, weil es ja sein Vorbild dem klassischen Rom verdankt, weil es eine Nachahmung ist. Aber mit dem gleichen Recht könnte man behaupten, die Klassik Goethes sei gar nicht klassisch, sondern klassizistisch, weil sie ja das Vorbild der Antike verdankt. Es hieße die gesamte deutsche Klassik verkennen — und damit auch Weinbrenner, den Architekten der deutschen Klassik —, wollte man die Uebertragung der antiken Grundgestalt einfach als „Klassizismus“ bezeichnen. Das Entscheidende ist nicht das Vorbild allein, sondern die organische Verknüpfung des neuen Inhalts mit

antiker Form. „Antiker Form sich nähernd“ — diese Ueberschrift Goethes könnte über der gesamten deutschen Klassik stehen: es „nähert“ sich, weil es ein anderes ist.

Städte sind wie Köpfe und Landschaften, wie Leiber. Das bedeutet die Logosbestimmtheit der Stadt und die Grossbestimmtheit der Landschaft. Vermutlich hat das Wort „Stadt“ etymologisch die gleiche Wurzel wie das Wort „Staat“: es kommt von dem lateinischen „status“ und bedeutet soviel wie feststehend, ruhend, statisch. Aber selbst wenn diese Etymologie nicht richtig sein sollte, ist es zweifellos, daß Städte ursprünglich rein statische Tendenzen haben. Irgendwie kommt hier die Bewegung in Ruhe, wird sie in Ordnung und Gesetzmäßigkeit übergeleitet, wird sie organisiert. Der „Bürger“ ist das Produkt dieser Organisation, der gezüchtete Mensch der Ordnung, der Ruhe: „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht.“ Der „Spieker“ ist die Karikatur des Bürgers, der „Bourgeois“ sein Gespenst.

Die Statik des Stadtprinzips wird im Laufe des 19. Jahrhunderts durchbrochen, die Bewegung schafft sich Bahn und erzeugt den Typus der „Weltstadt“, der ein in sich geschlossenes dynamisches Beziehungsnetz darstellt. Hier ist die Absicht nicht auf Ruhe gerichtet, sondern auf Bewegung, Verkehr, Leben, Romadismus. Daher die Doppelheit der Empfindung im Angesicht einer modernen Weltstadt: die Bewegung scheint zwar organisiert, aber doch liegt der Schwerpunkt nicht mehr auf der Organisation, sondern auf der Bewegung. Das organisierende Prinzip hat nur noch Abwehrstellung, während es früher die schaffende, geistige Kraft war. Wer sich das Stadtbild Neworks vor Augen hält, wird sich des Zwiepaltes gleich bewußt: hier ist die Bewegung zwar organisiert, aber sie hat bereits einen Grad erreicht, daß die Organisation nur noch abwehren kann.

Die Stadt Karlsruhe trägt schon in ihrem Namen die besondere Betonung des statischen Prinzips. Es kennt jedermann die Sage von der Gründung dieser Stadt: Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach hatte sich zum Schlafe niedergelegt und von der Gründung geträumt. Als dann im Jahre 1715 mit der Ausführung des Planes begonnen wurde, lag der Hauptakzent in dem Gedanken der Ruhe: es sollte einen Anbess des Markgrafien geben.

Diese ganze Gründungsgeschichte ist tief symbolisch und erklärt den heute noch herrschenden Geist dieser Stadt. Sie sollte nicht eine Handelsstadt geben, wie Hamburg oder Amsterdam, sondern eine Stadt des Fürsten und der ihm untergebenen Bürgerschaft: eine Stadt der Ruhe, nicht der Bewegung. Dafür lag sie auch nicht etwa am Meer oder am Fluß, sondern inmitten der Ebene, nicht bei den Elementen der Bewegung, sondern der Ruhe. Daß eine so grundständig andere Anlage (und Lage) bestimmend wird auf die soziologische Schicht der Bewohner, ist ganz natürlich: der Typus der Handelsstadt ist ein anderer als der Typus der Beamtenstadt. Jener ist immer wach und unterwegs, dieser immer ruhend und daheim.

Aber noch in einem anderen Sinne unterscheidet sich Karlsruhe von allen Städten, nicht nur Europas, sondern der ganzen Erde: durch seinen Anlageplan. Es ist eine absolute (um nicht zu sagen absolutistische) Stadt. Zwar haben wohl alle Städteanlagen ein absolutes Beziehungszentrum. Im Mittelalter war es der Dom oder die Kirche, in der Neuzeit ist es gewöhnlich das

Mathaus und der Marktplatz. Aber bei aller zentralen Orientierung fehlt diesen Städten die Systematik der Ausstrahlung. Hier wurde mit dem zentralen Gedanken einmal vollkommen ernst gemacht.

Es gibt vielleicht nur ein Pendant zu Karlsruhe auf der ganzen Erde: Peking. Der Chinese geht von einer ganz anderen Voraussetzung aus, aber der Grundgedanke ist der gleiche: das absolute Zentrum, von dem aus alle Straßen und Stadtteile emanieren. Peking hat vier Stadttore und wird demgemäß von einem Achsenkreuz durchschnitten: von Nord nach Süd, von Ost nach West. Die beiden jeweils entgegengesetzten Tore entsprechen dem männlichen und weiblichen Prinzip. In der Mitte aber befindet sich der Kaiser als Repräsentant des Sonnenprinzips. So ist Peking nicht nur eine absolutistische Stadt, sondern eine absolute Stadt im wahren Sinne des Wortes, weil es keine Entsprechungen aus dem Kosmos bezieht, nicht etwa aus der Tatsache einer äußeren Macht des Kaisers.

Auch Karlsruhe ist eine absolute Stadt, nicht eine rein absolutistische; denn auch seine Entsprechungen sind kosmisch. Man spricht das Anlagebild vom „geöffneten Sonnensächer“ aus, ohne sich dieser kosmischen Entsprechungen bewußt zu werden. Es ist die Ausstrahlung des Sonnenprinzips, die in dieser fächerartigen Emanation des Schlosses zum Ausdruck kommt. Der „roi soleil“ war keine Fiktion eines absolutistischen Wahns, vielmehr waren diese Staats- und Stadtgedanken also als heliozentrisch bezeichnen insofern, als das Sonnenprinzip den Mittelpunkt darstellt und als alles andere Ausstrahlungen dieses einen Zentrums sind. Da der Hardtwald durchaus in die Grundkonzeption der Stadt mit einbezogen wurde, stimmt das Bild vom Sonnenprinzip auf Karlsruhe vollkommen.

Der Sonnenstaat und die Sonnenstadt sind eine Schöpfung des Barock und des Rokoko. Und es war durchaus kein Widerspruch, daß Friedrich Weinbrenner, als er im Jahre 1800 den Ausbau der Stadt übernahm, sich an den Grundgedanken hielt: denn die deutsche Klassik ist der letzte Ausdruck dieses Sonnenprinzips. Mit ihr schließt das heliozentrische Weltbild gleichsam ab, die Romantik stellt den Mond über die Sonne, die Nacht über den Tag.

Ich sage gewiß nicht zuviel, wenn ich Weinbrenner als den einzigen Baumeister der deutschen Klassik bezeichne, der auf seinem Gebiet Goethe kongenial war. Durchaus der gleiche Vorgang bei beiden: beide nehmen begeistert Winckelmanns Bild der Antike in sich auf, beide bewundern Palladio und beide treibt es, von der Welt des Ideals in die Welt der Wirklichkeit zu gehen: nach Rom. In Rom, in der ewigen Stadt, geht ihnen die Schönheit der Antike vor allen Dingen an den Bauwerken auf. Beide rezipieren also die Idee der Klassik durch die Architektur und kehren so, nach längerem Aufenthalt, zurück in die Heimat, um dort, bereichert durch die Anschauung, ihre eigenen Kunstwerke zu schaffen. Daß sie sich bei ihrer persönlichen Begegnung in Karlsruhe nicht nähergekommen sind — wer weiß, woran es lag? Ganz gewiß nicht an Weinbrenners Kunst, denn sie entsprach den hohen Idealen Goethes vollkommen.

Durch Weinbrenner ist Karlsruhe zur Stadt der deutschen Klassik geworden. Es laufen zwar noch andere Fäden zur Welt der klassischen Kultur: durch den Großherzog Karl Friedrich, der es verstand, Dichter und Denker der damaligen Zeit, Goethe, Herder, Klopstock, Jung-Stilling, Lavater u. a. zu kürzerem oder längerem Aufenthalt nach Karlsruhe zu ziehen. Entscheidend für den Gesamtzusammenhang mit der deutschen Klassik ist aber die Physiognomie der Stadt, die einzig von Weinbrenner bestimmt ist, wenn man von dem Grundgedanken der Anlage absieht. Sonst müßte man ja Weimar den Vorzug überlassen. Aber was Weimar für die Dichtung war, das war eben Karlsruhe für die Baukunst: deshalb bezeichne ich es als die Stadt der deutschen Klassik.

Ich habe nicht die Absicht, Weinbrenners Kunst durch die Betrachtung einzelner Bauwerke zu erläutern\*). Es ist mir darum zu tun, gleichsam die innere Struktur der Stadt Karlsruhe zu erfassen. In diesem Sinne nenne ich sie die Stadt der Sachlichkeit. Hier gibt es keine Gefühle und keine Stimmungen; hier gibt es nur harte, klare Logik und Mathematik. Es gehört mit zu den inneren Grundgesetzen dieser Stadt, daß in ihr die erste Technische Hochschule möglich war: der „mos geometricus“ der Straßen und Häuser führt in die Welt der Technik und Mathematik. Es ist, weil es eine absolute Stadt ist, eine objektive Stadt, die subjektive Wucherungen bald verschlingt. So kann die Auflockerung des Gesamtplanes an der südlichen Peripherie dem objektiven Grundgesetz der Innenstruktur nicht das geringste anhaben. So kann aber auch persönlicher Subjektivismus dem Geist der Stadt gar nichts tun: es ist die Stadt der beinahe zeitlosen Ruhe, des gelassenen Konservatismus, der alles aufnimmt, um es entweder zu assimilieren oder an sich selbst zugrunde gehen zu lassen.

Karlsruhe ist, weil es eine sachliche, objektive, absolute Stadt ist, die Stadt der Form. Inhalte gibt es in ihr nur, soweit sie die Form nicht überwuchern. Das gilt von den Straßen und Plätzen, von den Häusern und Menschen: alles ist formgewordener Geist. Auch daran trägt die Kunst Weinbrenners wesentlich die Verantwortung. Die Schönheit der Karl-Friedrichstraße, des Rondell- oder des Marktplatzes, des Markgräflichen Palais oder der Stadtkirche beruht im wesentlichen auf der formalen Identität von Straße, Platz und Bau. Der Mensch aber, der sich in dieser Welt bewegt, wird durch die formale Rucht der Umwelt selbst zu einer formalen Kategorie, die sich sinnvoll in das Ganze einliedert. Die Gefahr besteht allerdings, daß er aus der Form zur Formel wird. Aber im ganzen wird das klassische Ebenmaß der Umwelt den Menschen durch das Auge hindurch umbilden zur Maßhaltung. Das betrachte ich als den pädagogischen Wert der Weinbrennerschen Klassizität, dem auch ich eine wesentliche Erziehungsrichtung verdanke.

Heute scheint die Absolutheit der Stadt Karlsruhe sinnlos geworden zu sein, weil der alte Absolutismus nicht mehr da ist. Aber nichts ist mißverständlicher als das. Die Absolutheit beruhte ja in erster Linie auf der genialen künstlerischen Konzeption des Stadtplanes und auf der genialen künstlerischen Ausführung des Stadtbildes. Eine solche Form des Absoluten ist zeitlos, weil sie wirklich absolut ist. Da mögen sich die zeitlichen Inhalte wandeln, von diesen Formen werden sie immer wieder aufgelesen. Die Absolutheit der Form allein verleiht einer Stadt ewiges Ansehen; ihre Inhalte sind relativ.

Ich glaube sagen zu dürfen, daß Karlsruhe heute eine große Kulturmission hat: hier könnte der Relativismus branden und wieder einmünden in einen neuen Absolutismus. An dieser steinernen Wucht, an diesen ewigen Zeugen der deutschen Klassik könnte sich eine neue Klassizität bilden, eine Klassizität, die nicht etwa die romantischen Zeitinhalte negiert, sondern die sie in sich verarbeitet, die die leer gewordenen steinernen Gefäße mit ihnen füllt. Hier könnte der Einbruch des Ostens in die westliche Kultur aufgehalten werden — nicht indem der Osten zurückgedrängt wird, sondern indem er mit dem Westen verknüpft wird zu neuer wahrhafter Dekumenizität und Katholizität.

Diese hohe Kulturmission sehe ich für Karlsruhe: Als absolute Stadt hat sie die Aufgabe, die Zeit wieder das Absolute zu lehren. Allein, das bedeutet, wie gesagt, nicht, an der Zeit achtlos vorüber zu gehen, wie das bisher vielfach geschehen ist. Karlsruhe kann nur diese Kulturmission erfüllen, wenn es alle Erscheinungen des Relativismus in sich verarbeitet, wenn es den Überwinden mutig ins Gesicht blickt — denn nur am Abgrund entzündet sich das Feuer der Ewigkeit. In diesem Augenblick wird Karlsruhe seine historische Aufgabe erfüllen. Ohne Wagner schlägt keine historische Stunde.

\*) Wer sich darüber informieren will, nehme das in zweiter Auflage bei G. F. Müller, Karlsruhe, erschienene ausgezeichnete Buch von Arthur Walden a. t. r.: „Friedrich Weinbrenner. Sein Leben und seine Bauten“ zur Hand.

## Mar Dreßler / Villa Papa Giulio.

Aus den vielen Erinnerungen an Rom, welche wähle ich aus? Rom ist überreich und unererschöpflich an Schönheiten, menschlichen, landschaftlichen, architektonischen, künstlerischen. Ueber die menschlichen Schönheiten ist nicht zu reden; es ist Geschmacksache. Wenn man allzu viel lobt, so kommt man in den Geruch des Deutschen, der alles Fremde überschätzt, sein Eigenes dagegen zurücksetzt und aufgibt, dem fremden Ideal zuliebe. Wenn ich das Fremde nicht anerkenne, gar schlecht mache, so gleiche ich dem beschränkten Philister, der nur seine Sache gelten läßt und nicht über die engen Mauern hinaussehen kann. Aber eines wenigstens darf man sagen, da es keine subjektive Gefühlsache, sondern eine objektive Tatsache ist, die der Mensch allerdings auch fühlt; es ist die außerordentliche Geschicklichkeit, Geschmeidigkeit des Römers im menschlichen Verkehr. Es ist mir in dichtesten Gedränge der Straßen niemals begegnet, daß mich ein Mensch angestoßen hätte; ja ich bin in Rom von keinem Menschen berührt worden. Auch spielende rennende Kinder vermeiden es mit großem Geschick, Menschen anzustoßen; sie weichen im letzten Augenblick geschickt aus, wie kleine Schlangen. Dasselbe kann man von unserer Bevölkerung kaum sagen; Kinder sind rücksichtslos im

Anrennelpeln Erwachsener beim Spielen; und auch vom Erwachsenen muß man manchen Tritts und Stoß ertragen. Wir trösten uns befallentlich mit der Annahme innerer Tugenden und Werte, die die äußere Geschmeidigkeit ersetzen sollen.

Und über die Kunstwerke Roms, die in den großen Museen verstreut sind, will ich auch nicht reden; wer könnte das in Kürze, wo große Menschen ganze Bücher darüber geschrieben haben?

Und gar die Fülle der architektonischen und landschaftlichen Schönheiten! Wer könnte sie ermessen, wer sie darstellen? Ein Bild verdrängt das andere. An welches denke ich mit Vorliebe? An den wehmütigen weiten Blick von Villa Mattei, von den Trümmern der Caracalla Thermen ab nach Süden zu der alten Stadtmauer mit der gewaltigen Porta San Sebastiano, von der die alte via Appia hinauszieht mit ihren Grabmonumenten in die südliche Campagna bis zu den Albaner Bergen im Hintergrund, von deren halber Höhe Frascati herabglänzt? An die von dem reizvollen Brunnchen der Navicella zum Colosseum herablaufende via Claudia; rechts die beleuchteten belebten Straßen der Stadt, links die düsteren Felsabhänge des Palatin, an denen Kinder im Halbdunkel einsam spielen und herumklettern? An

den Blick vom Tabularium des Kapitols auf das alte Forum Romanum mit seinen Säulenstümpfen und dem Titusbogen? An die mächtige Aqua Paola hoch oben in Trastevere mit den drei brausend stürzenden Wasserströmen, die vom fernen Lago di Bracciano der Stadt Wasser zuführen, und dem herrlichen Ausblick von der Höhe des Janiculo auf das weite unendliche Rom, dieses Häusermeer, das aufwohlt in seinen Hügeln, abwärts in seinen Tälern, rötlich erstrahlend im Abendsonnenschein? An die köstlichen Straßenbilder des alten Ghetto, an den Porticus Octaviae und die Tiberinsel? An das Loggienhalbrund der Esedra mit dem großen Nixenbrunnen, der nachts aus seiner Tiefe her erleuchtet ist, mit den riesigen Ruinen der Diocletiansthermen im Hintergrund? Eine in Rom lebende Dame erklärte die quattro Fontane für den schönsten Punkt, den wahren Mittelpunkt Roms; aber warum nicht der Tritone des Bernini oder die Fontana Trevi, die Piazza del Popolo oder Navona, der Platz vor San Pietro? So jagen sich die Erinnerungen und eine verdrängt die andere: Aus dem überwältigenden flüchtigen Getümmel ziehe ich mich auf meinen Turm im Nordosten der Stadt zurück, von dem aus ich aus dem westlichen Fenster den Blick habe über die großen Wälder der Villa Borghese und des Monte Pincio auf die granitblöcke ehrwürdige Kuppel von San Pietro, an die sich die Höhen des Janiculo anschließen, von denen allabendlich die Lichter der italienischen Tricolore, rot-weiß-grün, in Zwischenräumen herabblitzen. Nach Süden erheben sich nur einzelne hohe Bauwerke über die Berge, so der Quirinal und die Türme des Nationaldenkmals. Nach Norden schließt der Monte Mario das reiche Bild ab, begrenzend die nördlichen Ausläufer der Stadt von Porta del Popolo nach der via Flaminia und dem Ponte Milvio zu. Aus meinem Nordfenster sehe ich über die Täler und Höhen der nördlichen Campagna, durch einen Bergauschnitt auf den Tiber, dahinter auf den Monte Soracte, der das Bild abschließt. Und über diesem großen Bild wölbt sich der hellere Himmel mit seinem Licht und seinen Farben, seinen Wolkenbildungen und seinem immer währenden festlichen Glanz.

Und gerade zu meinen Füßen liegt die Valle di Papa Giulio, an den nordöstlichen Abhängen der Villa Borghese, die mit breiten Marmortreppen in Terrassen, auf denen riesige Brunnenbecken stehen, ins Tal absteigen. In diesem Tal liegt die allehrwürdige Villa Papa Giulio. Und an diesem grauweißen Renaissancebau haftet endlich meine Erinnerung.

Der Palast, den sich Papst Julius II. hier errichten ließ, hat seitdem den mannigfaltigsten Zwecken gedient, die ihn verwahrloht, ja äußerlich fast zerstört haben. Gegenüber den eleganten Willen und Bauten der Umgebung liegt die alte Villa des Papstes Julius II. höchst bescheiden da. Was ist die Galerie für moderne Kunst, einige hundert Meter entfernt, für ein großartiges Gebäude mit seinen Treppen, seinem Säuleneingang, seinen Marmorskulpturen für ein herrlicher Anblick gegenüber dem stillen, zweistöckigen, langgestreckten alten Bau der Villa Papa Giulio. Wie ein vergessenes Dornröschen liegt er da in der Niederung des Tales, ohne Hier und ohne Treppen, eben inmitten ungepflegter Wiesen. Ungepflegt und verwahrloht ist auch der Eingang, über Wiesen und Gesteinstrümmen zu ebener Erde zugänglich. Und bei alledem hat der schlichte edle Bau doch etwas wahrhaft Vornehmes gegenüber den prunkenden Neureichen ringsumher. Hier äußerliche Mitterpracht im modernen Stil, dort ein vornehmer Körper in schädlichem Gewand, der trotzdem seinen überlebenden Adel nicht verliert.

Seit einigen Jahrzehnten ist die alte Villa als hässliches Museum für altägyptische und etruskische Kunst eingerichtet, wie die verbläute goldene Inschrift über dem Eingang anzeigt. Wenn man über die unebene Waldwiese weg, an Resten alten Gesteins vorbei, den Eingang betreten hat, so ändert sich plötzlich das Bild; man blickt durch den Eingang hindurch auf einen wohlgepflegten Garten, den vierliche Säulengeschmückte Halbkreise umfassen, in denen sich die gerade Vorderfront des Gebäudes nach rückwärts ausbreitet; man blickt in die innere Schönheit der nur äußerlich verwahrlohten Villa hinein. Mein deutsches Pflichtgefühl gestattete mir vorläufig nicht, diesen schönen Garten zu betreten; galt es doch zunächst, die Ausstellungsgegenstände zu bewältigen, die sich rechts und links vom Eingang in zwei großen Parterreräumen, sowie im oberen Stockwerk des Gebäudes, ferner rechts weiter hinten in einigen Parterreräumen befinden.

Ich bin nun zu rückwärtsvoll, meine Leser mit der Aufzählung der Hunderte von Bronzespiegeln, Rüstungen, Vasen und Schalen und anderen Gegenständen zu langweilen. In deutlicher Erinnerung steht mir ein alter Schädel mit goldenem Zahnersatz. Ebenso deutlich erinnere ich mich zweier Bilder auf Schalen, deshalb, weil ich mir dieselben abgezeichnet habe. Es sind äußerst liebliche

Gruppen, mit sicheren Strichen gezeichnet. Auf der einen ist ein junges Paar dargestellt; sie sitzt ihm auf dem Schoß, die Beine nach rechts, gleich gerichtet mit seinen, hat aber den Oberkörper um zwei rechte Winkel herum — und ihm entgegen gedreht, so daß ihr Mund dem seinen angenähert wird, während sie ihn mit den Armen umschlingt; ein bärtiger Mann macht über den Liebenden sehnende Bewegungen. Auf der zweiten Schale sind Dionysos und Ariadne dargestellt; sie geht vor ihm und hat den Oberkörper kühn so zurückgelegt, daß ihr Mund sich unter dem seinigen befindet; er hält mit der Linken den Thyrsosstab, während seine Rechte sich zärtlich den Locken des zurückgelegten Kopschens unterbreitet. Ein seltsamer Vogel sitzt und sieht zur Seite. In der etruskischen Abteilung sah ich die bekannten Grabmäler, den schreitenden Apollo, und unter den vielen kleineren Darstellungen einige Nymphen mit läppisch zugreifenden Satyrn. Inzwischen war es 4 Uhr geworden und das Museum wurde geschlossen.

Der nächste Besuch galt, unter Umgehung der beschriebenen Details, dem Ganzen der architektonischen Anlage. Ich durchschritt den Torbogen des Eingangs und betrat sofort den in Form eines großen Rechtecks nach hinten verlaufenden Garten, der rechts und links von den zwei halbrunden Säulenhallen des Frontgebäudes umklammert wird. Zwei mächtige alte Palmen stehen in diesem Garten, den hinten ein aufergestelltes Bauwerk abschließt. Der Mittelteil dieses Baues ist durchbrochen; man steigt einige Treppen hinauf und befindet sich auf einem Plateau, an dessen gegenüberliegenden Ende eine Marmorkalustrade zu verweilen zwingt. Ein überraschend schöner Blick öffnet sich hier. Man sieht sich einem zweiten reich mit Säulen geschmückten Querbau gegenüber, der sich in drei Stockwerken erhebt. Auf der Höhe des Beschauers befindet sich der Fußboden des dritten Stockwerkes, das mit vielen Säulen geschmückt ist, und schaut durch einen mittleren Ausschnitt, ein großes Tor gleichsam, hindurch und hinaus ins Grüne eines dahinter liegenden Gartens, bis auf ein kleines, fernes Tempelchen, in dessen Mitte eine weiße weibliche Figur steht. Dieser ist ein zweites Stockwerk, ebenfalls mit Säulen geschmückt; rechts und links umschließt solche je einen liegenden Flußkavort, vor dem sich ein weites Becken befindet, in welches Wasser von oben herab fließt. Davor ist der Boden, auf den man von unserer Aussichtskalustrade beiderseits auf halbrunden Treppen hinabsteigen kann. In diesem Boden ist eine große Vertiefung, in die man hinabschaut. Eine hintere Wand ist gleichsam das unterste Stockwerk des betrachteten Querbaues. An dieser Wand stehen mehrere weibliche Hermen, welche die Decke tragen, die einen dunklen nischenartigen Raum überwölbt, welcher sich hinter ihnen öffnet. In ihm fließt Wasser über bemoste Felsen in ein Becken hinab, welches sich zu den Füßen der Hermen befindet und rings mit üppigem Grün umgeben ist. Dieser unter der Erde gelegene Teil des Baues ist oben umgeben von einer Marmorgalerie, die in prächtiger Zeichnung sich bald vorwölbt, bald zurückspringt, bald rund, bald eckig geführt ist.

Das Ganze heißt das „Nymphäum“, ein Leben gewordenen Traum, von Schönheit und phantastischer Illusion, ein wunderbar geheimnisvolles Bild, gebaut nach Entwürfen Raphael's.

Nun möchte man noch das ferne Tempelchen in der Nähe sehen. Man geht die Treppe wieder hinauf, umgibt die beiden Querbauten in einem Garten, in dem sich in einfacher Stille ein rekonstruierter etruskischer Tempel erhebt, und kommt zu einem querliegenden Gärtchen, das den Abschluß der ganzen Anlage nach rückwärts ausmacht. Und da steht dann die Front eines ionischen Tempelchens, an dessen Mittelwand, auf dichtem Efeu-hintergrund eine weiße, weibliche Marmorfigur steht; regelmäßig geschnittene Buchsbaumhecken führen gerade darauf zu. Gegenüber der weißen Figur ist ein kleines Brunnchen aus einfachen Felsen gebildet, über welche leise rauschend das Wasser herabfließt. Ein Plätzchen zum Träumen an warmen Sommertagen.

Zu diesem schönen Bild der Villa Papa Giulio bekam ich beim Herausstreiten noch die Mufft. Drei Reiter kamen auf mich zu, ein Vater mit seinen zwei Töchtern. Links die erwachsene Tochter in hohem weiblichen Eth, rechts die jüngere Tochter, etwa 14-jährig im Herrenfit, mit einem unendlich lieblichen schelmischen Anblick zu dem Vater, der eben leise etwas zu ihr gesagt hatte. Und dann, plötzlich brach aus der jungen Brust hervor, wie ein Gelächter von silbernen Glöckchen, hell und fröhlich, beglückend wie eine Melodie, die es dennoch nicht war, vielmehr ein regelloses Gemenge der lieblichsten frischesten Töne; ebenso plötzlich verstummte die Mufft wieder. Ich mußte an einen französischen Auspruch denken, den ich eben gelesen hatte: Die französische Sprache ist die Sprache der Intelligenz; die englische die der kleinen Kinder, und die italienische die der Engel. Wie Engelstunte umklingen mich noch immer diese reinen heiteren Töne, dieses Nachspiel zu dem traumhaft schönen Erlebnis der Villa Papa Giulio.

## Hermann Hasenauer / Das Weible von Biberach-Zell. (Ein Schicksal.)

So viel Schweres habe ich tragen müssen, ich weiß keinen von allen Leuten, die ich kenne, daß sie auch so schwer geschlagen worden sind. Warum habe ich alles hingeben müssen, warum ist mir nichts erspart geblieben? Und ich habe doch so stark und ernst geglaubt an Gottes wundersame Fügung. Die Leute sagen zu mir: Das ist Schicksal. Das muß man halt tragen. Aber keiner von ihnen, die mir das so schön sagen, hat so viel tragen müssen. Die haben gut reden. Jeder von ihnen hat doch noch etwas behalten, einen kleinen Dächschimmer hat Gott jedem gelassen als Trost. Nur mir nicht.

Weil ich nicht weiß, wann ich fort muß von dieser Welt, will ich alles einmal aufschreiben. Ich will's versuchen. Es fällt mir schwer. Aber ich brauch ja keine schönen Worte machen. Ich schreib's hin, wie es gewesen ist. Vielleicht gibt mir mein Herz oder Gott Antwort auf alle meine Fragen, wenn ich tot bin, Ende hin. Vielleicht findet einer die Schreiberei, wenn ich tot bin, vielleicht setzt es einer in einen Kalender oder in ein Geschichtenbuch. Wenn's dann so eine arme Seele lesen kann, findet die vielleicht Trost, wenn sie sieht, daß es mir noch schwerer ergangen ist wie ihr.

Mein Leben ist ganz klein gewesen. Ich bin in Diberach-Zell im Schwarzwald geboren. Meine Eltern waren arme Leute. Der Vater ist bald nach meiner Geburt gestorben, und meine Mutter hat bald wieder einen Mann genommen. Ich bin dann zur Großmutter gekommen. Der Großvater hat in der Fabrik gearbeitet, und die Großmutter und ich haben im Haus und Feld geschafft. Zum Spielen hat's nicht viel Zeit gegeben. Ich mußte im Feld und im Stall helfen. Sonntag nach der Kirche habe ich dann mit den andern Kindern spielen dürfen. O, das war schön. Als die Schulzeit um war, mußte ich dienen, erst in Offenburg, dann in Lahr, dann in Sträßburg. Sträßburg ist eine große Stadt. Da waren viele Soldaten. Jedes Mädchen hatte bald einen Soldat zum Schatz. Aber ich hab gehört, daß die Mädchen von ihnen verlassen wurden und dann im Elend drin waren. Ich lernte auch einen Soldat kennen, ich hab ihn auch lieb gehabt und er mich. Aber ich wollte nicht unglücklich werden. Manches Mädchen ist in den Rhein gegangen. Ja, ja. Alle Leute wissen warum, aber gehoffen hat einem keiner. Da heißt's dann: sie ist schuld. Er ist aber auch schuld. Oder vielleicht ist gar keine schuld, und das ist halt auch so ein Stück von dem vielen Elend auf der Welt. Oft hat's mich erbarmt, wenn mein Wilhelm gebettelt hat um mich. Daheim hab ich dann meistens geweint, weil das alles so traurig in der Welt ist, für ihn und für mich noch mehr. Nach seiner Dienzeit hat mein Wilhelm eine Stelle in einer Fabrik bei Sträßburg bekommen. Dann haben wir geheiratet. Ich hatte etwas von meinem Lohn gespart in den vielen Jahren. Damit fingen wir den kleinen Haushalt an. Ich habe 5 Söhne geboren und alle groß gemacht, und dann konnten wir auch ein Häuschen kaufen. Ach, war das ein Kreuz mit dem Zins zahlen und dem Geld abzahlen. Aber's war halt dann unser. Und grad, wo wir dran sind, uns leichter zu fühlen, da fängt's an, eins nach dem andern einzufallen, was so schön war. Der erste Sohn kommt krank vom Manöver heim, kommt ins Lazarett, in ein paar Wochen war er tot. Der zweite stirbt auch in jungen Jahren an der Grippe. Da waren's noch drei. Da dacht ich, da wäre nichts zu machen. Das muß halt so sein. Der dritte ist im Krieg gefallen, der andere wurde lungenkrank und ist auch gestorben. Der letzte kommt gesund aus dem Krieg heim und kriegt in Norddeutschland eine Beamtenstelle in der Kaserne. Mein Mann und ich, wir wurden von den Franzosen aus dem Elsaß vertrieben, warum weiß ich heut noch nicht. Da zogen wir zu unserem letzten Sohn nach Norddeutschland. Die Stadt liegt nicht weit vom Meer. Der Letzte hatte von einem Mädchen ein Kind, ein Bublein. Das Mädchen ist französisch geworden und im Elsaß geblieben. Das Kind hat sie mir gern gegeben. Ich war froh dran, und jetzt in der Zeit ist's mir ein großes Glück gewesen, daß die Französische das Buble hergegeben hat. Wie oft hab ich gedacht: An wen soll ich das arme Würmle hängen? So hab ich's mitgenommen, wie wenn's mein eigenes wär. Und es hat Mutter zu mir gesagt die ganzen Jahre. Und es war ja auch mein Kind und mein Trost. Und ich denke: Gott ist barmherzig. Er hat dir nun wieder ein Kind gegeben, ein kleines, und ich alte Frau bin wieder jung geworden und hab gedacht: Mutter ist Mutter, und ein Kind ist ein Kind und braucht Liebe. Bald kam auch die schwere Zeit, wo das Geld zu nichts geworden ist. Und wer reich war, ist arm geworden, und die Armen sind noch ärmer geworden. Viele sind aber doch reich geworden. Wie das zugegangen ist, weiß ich heut noch nicht. Wir sind arm geblieben. Eines Tags kommt ein Schreiben vom Amt aus dem Elsaß. Unser Häuschen war schon längst eingeschätzt wegen der Entschädigung. Der Geldbriefträger brachte auch bald das Geld. Das war aber in Gold umgerechnet grad genau siebenundzwanzig Pfennig. Das war schwer. Unser erspartes Geld war doch im Haus drin. Und mein Wilhelm fing erst deswegen an zu sinnieren. Er hat nie und nimmer begreifen können, warum er nur die paar Pfennige kriegen soll für sein Haus. Er grübelt und grübelt den ganzen Tag, sitzt in der Küche auf dem Stuhl und guckt auf den Boden oder hinter den Herd. Ich sage zu ihm: Geh raus aus der Küche, geh in die Stadt, guck dir die schönen Läden an. Er geht nicht. Er sitzt und guckt auf den Boden und brummelt. Da merk ich an einem Tag, daß er seinen Mittel falsch anzieht. Er weiß nicht mehr, wie er reinschlupfen soll. Ich denke, er ist krank, er muß gute Pflege haben. Ich sorg für ihn, wo ich kann. Er soll ein Ei essen. Er ist es auch, aber statt Salz streut er Tabakasche drauf. Eines Tags geht er aber doch fort. Ich freue mich. Ich denke, in der Luft wird's wieder besser, und ich sing an, alte Lieder zu singen aus meiner Schulzeit. Es war aber gar keine Freude mein Singen, sondern Angst, die raus will aus dem Herzen. Das hab ich bald gemerkt und hab dann das Singen bleiben lassen und hab geweint vor Angst. Bald kommt auch der Bub aus der Schule. Weil er so gut lernen konnte, schickten ihn seine Lehrer auf die höhere Schule. Da war auch ein Lehrer aus der badischen Heimat. Der hat mir die Angst um das Schulgeld und um die Bücher abgenommen. Der Bub war geschick und fleißig und war einer der Besten in seiner Klasse. Da kommt er eines Tages aus der Schule, das Essen ist fertig. Wir warten auf Wilhelm. Der kommt nicht. Wir sagen: Der Großvater hat einen langen Spaziergang gemacht. Ich stelle ihm sein Essen warm. Er kommt immer noch nicht. Der Bub geht fort und will ihn suchen. Da bringen ihn Sanitätsleute die Treppen herauf. Ach Gott, was ist, ruf ich. Da sagen sie, er hat einen Tobnachtsanfall bekommen und schreit nach seinem

Haus und Geld. Sie legen ihn ins Bett. Wilhelm ist auch still und schläft. Ich denke, es ist kein Wunder, daß er so krank ist. Wenn er ausgeschlafen hat, wird's besser werden. Vielleicht ist durch den Unfall sein Kummer aus der Seele herausgefahren und er hat Ruhe. Aber nein, es ist schlimmer geworden, und eines Tages hat ihn der Arzt in die Heilanstalt mitgenommen. Dort ist er nun. Und darf nicht mehr raus. Er kennt mich nicht mehr. So hab ich auch meinen Wilhelm verloren. Jetzt bleibt noch der letzte meiner Söhne und der kleine Enkel, mein Kind. Mein Kind, denn ich bin seine Mutter. Eines Tages kommt mein Sohn nicht nach Haus. Wir gehen in die Kaserne und wollen ihn abholen. Da hören wir, er ist krank geworden im Dienst und liegt im Lazarett. Nach ein paar Wochen bringen sie ihn nach Haus zu mir. Er legt sich hin und ist nicht wieder aufgestanden. Er war lungenkrank. Es ging schnell. Seit einigen Monaten liegt er im Grab, der letzte von fünf Söhnen. Ich trag auch das. Bloß manchmal hab ich nachts hinaufgeschaut an den Himmel und gefragt. Aber es ist keine Antwort gekommen. Die Sterne waren wie immer. Nichts hat sich geändert, so viel ich auch auf ein Zeichen wartete. Aber es war auch kein Zeichen am Himmel. Nun war ich allein mit dem letzten Erdengut, das mir geblieben. Es war mein Kind, eine Seele, die ich gut einhüllen konnte in die ganze Liebe, die ein Mensch hat. Wo die herkommt, weiß ich nicht. Aber bei mir ist sie da und hört nicht auf. Trotz allem Unglück. Ich glaub sogar, sie ist gewachsen, jetzt, wo ich so alleine war mit dem Bub. Der bringt gute Zeugnisse heim und lauter Lob von seinen Lehrern. Aber er ist so blaß, sagen sie. Und ich denke, du mußt ihn noch besser pflegen als bisher. Und da ist's ja auch gut, daß eine alte Frau nicht viel essen braucht. So kriegt's der Bub. Er ist immer fröhlich, springt, spielt wie alle Buben. Das Lernen strengt ihn an, weil er so blaß ist. Und was mußte er auch alles lernen. Zwei Sprachen schon, er war jetzt im dritten Jahr auf der höheren Schule und hatte eine rote Mäße. Die setzte er immer so schief aufs eine Ohr. Ich denke, laß ihn fröhlich sein, es ist das Letzte, was dir Gott gelassen hat. Und ich war still und getröstet. Wilhelm war in der Anstalt. Es gab keine Besserung. Manchmal geh ich hinaus zu ihm, aber oft schicken sie mich dort fort. Sie sagen, heute hat er wieder einen Anfall. Dann geh ich heim und bete: Lieber Gott, du hast mir meine fünf Söhne genommen, nimm jetzt auch den Wilhelm zu dir. Sei mir nicht böß, wenn ich das will, aber du mußt das doch verstehen, denn du bist barmherzig und siehst doch das Elend. Aber nein, er holt ihn nicht. Er muß es besser wissen, und ich bin ja auch eine dumme, alte Frau. Eines Tages kommt der Bub nach Haus, reißt mir fast die Tür ein und ruft: Mutter, ich darf ans Meer, weil ich so blaß bin. Noch einer aus meiner Klasse wird auch mitgeschickt, und es kostet garnichts. Da war aber Freude im Haus. Ich richte ihm also seine Strümpfe, seine Hemden und Kleider. Die Sonntagschuhe kriegen neue Sohlen. Ich packe alles schön sauber in einen Koffer. Da kommt er eines Tages nach Hause, todmüde, will garnichts essen, legt sich ins Bett und schläft sofort ein. Sonst ist er so voller Leben. Aber ich sage ja, die Schule, die Schule. Was er da alles lernen muß, das ist so schwer. Davon ist er so müde. Am Abend wacht er auf, ist heißhungrig und schläft gleich wieder ein. Morgens, wenn ich ihn wecke, kommt er kaum zu sich. O, warum müssen sie in der Schule so viel lernen? Aber nun sind bald Ferien. Er kommt fünf Wochen ans Meer. Da gehen auch die reichen Leute hin. Die kriegen dort alle rote Baden, so gut ist die Luft und so gesund und frisch, weil da gar kein Staub ist. In einigen Tagen geht der Zug mit den Kindern ab. Ich will mit ihm zum Bahnhof und winkle ihm dann zu, wenn er seine Kiste macht. Eines Morgens steht der Bub auf, bleibt aber gleich auf dem Stuhl sitzen und klagt über Schmerzen im Rücken. Ich lege ihn ins Bett, schelte ihn, weil er vielleicht zu kalt gebadet hat. Aber er schläft schon wieder. Abends kriegt er einen heißen Kopf. Er hat Fieber. Der Arzt kommt und sagt: So kann er nicht an die See. Seine Lehrer besuchen ihn und seine Kameraden bringen ihm Trauben, Kuchen, Schokolade. Aber alle sind so feierlich. Ein Lehrer kommt, sitzt an seinem Bett und lacht mit ihm. Da wird mir auch wieder leichter. Wo mein Herz ist, fühlte ich sonst eine Angst, die so drückt. Der Lehrer sagt so fröhlich zu ihm: Mensch, du fährst einfach später und bleibst dann länger. Wichtig, der Bub ist gefahren, es ist sehr schnell gegangen, er ist aber in die Grube gefahren. Das Letzte, was mir geblieben ist. Nun bin ich allein, und draußen in der Anstalt lebt mein Wilhelm. Der lebt immer noch. Nun bin ich bald fertig. Das Schreiben ist mir schwer gefallen. Nun frage ich dich, lieber Gott, heute nacht, warum hat das alles so sein müssen? Kannst du mir's nicht sagen? Kannst du mir keine Antwort darauf geben? Hat das Sinn und Verstand? Ich bin doch auch nicht schlechter gewesen als andere. Warum hat's mich so getroffen? Was soll das bedeuten, daß du so mit mir umgehst? Ich bin eine stille, einfache Frau. Was habe ich denn getan, weil du mir auch noch den Bub nimmst, der so geschick war und so fleißig und froh? Ich will das Fenster aufmachen und noch einmal hinaufschauen zu dir. Gibst du mir Antwort, gibst du mir ein Zeichen?

Er hat nicht geantwortet. Nun weiß ich nicht, was ich denken soll, was ich glauben soll. Und doch — ach ich will's glauben — ist ein Gott, aber wir begreifen ihn nicht.